

Die Einheit der Vernunft braucht viele Stimmen



Dr. Carsten Brosda,
Senator der Behörde
für Kultur und Medien,
Freie und Hansestadt
Hamburg
Foto: Bertold Fabricius

Die deutsche Wiedervereinigung vor 30 Jahren war ein Epochenbruch. Darin sind sich alle schnell einig. Aber sie war auch einer jener historisch raren Momente, in denen die Gestaltbarkeit der Dinge unmittelbar deutlich wird. Der Journalist Ulrich Gutmair beschreibt in seinem 2013 erschienenen Buch »Die ersten Tage von Berlin« jenes einzigartige Soziotop, das damals im Herzen der Hauptstadt entstanden war und in dem so vieles möglich und veränderbar schien. Er erinnert nicht nur daran, wie sich die Wiedervereinigung in der Alltagskultur der Bars und Clubs gleichsam selbstverständlich vollzog, sondern er macht auch transparent, wie komplex die Erinnerung an die damals wilden Anfangstage geworden ist.

»Die meisten Leute, die nach dem Fall der Mauer in Mitte unterwegs waren, sprechen über die Vergangenheit mit der heiteren Gelassenheit, die Menschen eigen ist, die wissen, dass sie etwas besitzen, was ihnen keiner nehmen kann. Sie haben erlebt, dass man sich gemeinsam mit anderen in einem selbst definierten Rhythmus bewegen kann, ohne nach Sinn und Zweck zu fragen«, schreibt Gutmair. Gerade deshalb würden sie versuchen, sich der geschichtlichen Einordnung des Erlebten zu entziehen: Ihr diesbezügliches Unbehagen »speist sich auch aus dem Verdacht, dass Historisierung uns von unseren Erfahrungen abschneidet. Die Partys in Mitte waren vielleicht die letzte Gelegenheit etwas zu erleben, das nicht schon im selben Moment ins Netz eingespeist, registriert und an den korrekten Ort der Zeitleiste abgelegt wird. Was wie Verdrängung aussieht, ist das Bedürfnis, den Funken zu bewahren, die innere Verbindung zu halten, den Moment nicht loszulassen.«

An die friedliche Revolution und die Wiedervereinigung in Freiheit knüpfte sich die Erwartung eines

gemeinsamen Neustarts. Von einem »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) war zu lesen, die Systemauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Kommunismus scheint entschieden. Doch während der Streit der wirtschaftlichen Systeme tatsächlich nicht wieder aufgeflammt ist, zeigt sich, dass Demokratie und offene Gesellschaften damit keineswegs gesichert sind.

Wir leben heute in ganz Deutschland in einer liberalen und pluralen Gesellschaft mit demokratischen Grundrechten: freien Wahlen, Pressefreiheit, Meinungsfreiheit, Reisefreiheit. Aber es hat eben kein Ende der Geschichte gegeben, sondern die andauernde Verantwortung dafür, das gemeinsam Erreichte nicht wieder zu verspielen. Rückschritte sind jederzeit möglich – durch Nachlässigkeit oder gezielte Destabilisierung. Wer in Frieden und Freiheit leben will, darf die innere Verbindung zu dem Bewusstsein, dass es gelingen kann, auch wenn es schwierig wird, nicht aufgeben. Die soziale Vernunft unseres Zusammenlebens liegt zwischen uns und kann nur gemeinsam entdeckt werden.

Fappierende Ungleichgewichte

Wenn wir heute, 30 Jahre nach der Wiedervereinigung, eine Zwischenbilanz ziehen, sind die Ungleichgewichte zwischen Ost und West trotz aller Fortschritte nach wie vor frappierend: Ein DAX-Unternehmen hat seinen Sitz in Ostdeutschland. Es gibt nur eine einzige Leiterin und einen einzigen Leiter einer deutschen Hochschule, die aus einem ostdeutschen Bundesland stammen (und die erst im Juli 2020 in dieses Amt gewählt wurden). Wirtschaftskraft und Lohnniveau sind im Osten nach wie vor geringer. In kulturellen und medialen Diskursen dominieren westdeutsche Perspektiven. Die geographische und politische Einheit mag 1989/90 errungen worden sein, mit der kulturellen Einheit haben wir noch zu tun.

Und es wird nicht einfacher. Aktuell erleben wir, dass unsere Gesellschaft immer geübter darin wird, andere Meinungen vorschnell abzuwerten. Der Zwang zur unmittelbaren Bewertung und Positionierung in den öffentlichen Foren verengt die Räume des Suchens nach dem gemeinsam als wahr und richtig Empfundene. Das beschädigt unsere Fähigkeit, auch im eigenen Land mit Differenz und Vielfalt umzugehen. Ein solcher »Sofortismus« widerspricht dem Grundverständnis einer demokratischen Gesellschaft, deren Offenheit sich an der Möglichkeit unvoreingenommener Diskussionen und Abwägungen misst, die es braucht, wenn wir unterschiedliche kulturelle Traditionen auch zwischen Ost und West in einer gemeinsamen Gesellschaft zusammenfließen lassen wollen.

30 Jahre nach der Wiedervereinigung geht es also nicht nur um die Frage, ob Ost und West einander nähergekommen sind und sich auch kulturell besser verstehen. Sondern wir müssen grundsätzlich unseren Blick für jene innergesellschaftlichen Sofortismen schärfen, die wir über Jahre konstruiert und etabliert haben und die uns das Miteinander zunehmend erschweren. Wir müssen Zeit und Raum erstreiten, die wir brauchen, um jene Diskurse zu führen, die uns näher zueinander bringen und mit deren Hilfe wir unsere Gesellschaft zur Einheit in Vielfalt, zum Respekt vor anderen Biografien, zur Anerkennung unterschiedlicher Leistungen, zum solidarischen Miteinander befähigen. Das ist eine kulturelle Aufgabe.

Vorurteilsfreie Begegnungen fördern

Aus der Erinnerung an ein 40 Jahre geteiltes Deutschland und 31 Jahre Aufarbeitung muss eine gleichberechtigte Begegnungskultur werden. Thomas Oberender hat Recht, wenn er in seinem jüngsten Buch »Empowerment Ost« mit Verve dafür plädiert, von einem pauschalisierenden »Besprochenwerden« von Personen durch andere Abschied zu nehmen. Geschichte kann viel besser verstanden werden, wenn Erfahrungen intuitiv oder diskursiv und auf Augenhöhe miteinander geteilt werden. Solche zivilgesellschaftlichen Gespräche müssen noch mehr gefördert werden.

Dazu gehört auch, dass wir nicht nachlassen, die Verbrechen der SED und der Stasi aufzuarbeiten und eine eigene Erinnerungskultur zu entwickeln. Aber das gelingt nicht, wenn es aus einer westdeutschen Siegermentalität heraus forciert wird, sondern auch dazu braucht es die gemeinsame gesellschaftliche Verarbeitung.

Durch sie kann jener gemeinsame Konsens entstehen, den wir bei all der Komplexität und individueller Autonomie finden und bewahren müssen, damit unsere Gesellschaft sowohl zusammenwachsen als auch zusammen wachsen kann. Ganz egal ob es um die preußischen Schlösser oder das

Bauhaus geht, um die Weimarer Klassik oder die Leipziger Schule, um den sozialistischen Realismus oder mecklenburgischen Punk – all diese (und viele weitere) kulturellen Traditionen müssen Teil unseres gesamtgesellschaftlichen Selbstverständnisses werden. Sie bieten Anlass zum Gespräch, zur Verständigung, zum Verstehen. Was können wir aneinander nicht noch alles entdecken, wenn wir nur wollen...

Doch in den vergangenen drei Jahrzehnten wich die unmittelbare Euphorie der Anfangsjahre nach der Wiedervereinigung in vielen Bereichen zunächst der Enttäuschung: Die kulturelle Explosion brachte auch soziale Verdrängung, die wirtschaftliche Freiheit kostete Arbeitsplätze, die offene Gesellschaft erschütterte feste Gewissheiten. Neben der Geschichte des gemeinsamen Siegs über die Verhältnisse traten zunehmend die individuellen Erzählungen von Verlust und Perspektivlosigkeit. Im Ganzen hielten die Versprechen der Wiedervereinigung, aber sie schlugen sich keineswegs in jeder einzelnen Biografie nieder.

Freiheit beginnt im Kleinen

Und auch darüber müssen wir sprechen. Versprechen wecken Hoffnungen, aber werden sie nicht erfüllt, entsteht ein fataler »Visionszusammenbruch«, wie der Wirtschaftswissenschaftler Timo Meynhardt 2019 in der ZEIT schrieb. Aus dem Gefühl der Verletzlichkeit kann ein Gefühl der Täuschung wachsen, das dann gesellschaftliche Enttäuschung mit sich ziehen kann und in weiterer Konsequenz gefährliche Gleichgültigkeit, Wut oder auch Hass. Als liberale Gesellschaft müssen wir uns immer wieder vergegenwärtigen, dass Freiheit im Kleinen beginnt: mit Respekt, individueller Anerkennung und konkreter Teilhabe.

Deutschland war immer bunt. Und es ist immer dann in Schwierigkeiten gekommen, wenn es diese Vielfalt im Herzen Europas nicht als Stärke sondern als Schwäche begriffen hat. Es kommt heute darauf an, den Slogan der letztjährigen Einheitsfeierlichkeiten – »Deutschland ist eins: vieles« – jeden Tag verantwortungsvoll zu leben. Das geht nur, wenn wir einander in der Vielheit anerkennen. Nur dann kann es uns gelingen, aus einer »Furcht vor der Freiheit«, wie der Psychoanalytiker Erich Fromm sie in seinem gleichnamigen Buch bezeichnete, eine Freude an der Freiheit zu machen. Und darauf kommt es auch 30 Jahre nach der Freude an der Einheit immer noch an.

Wenn wir uns in diesen Tagen an die Wiedervereinigung erinnern, dann nicht um »Erlebnisse, Gefühle und Überlegungen durch Erzählen« von uns abzuspalten, wie die Interviewpartner von Ulrich Gutmair befürchtet haben, sondern um uns an die Kraft zu erinnern, die in den vielen Stimmen einer zuversichtlichen und einander zugewandten Gesellschaft steckt. Dazu müssen wir den Moment immer wieder aufs Neue ergreifen. ■